

Nr. 197. **Bromberg, den 28. August 1930.**

Das Gift.

Roman von William le Queux.

Bearbeitet von Dr. Otto Borschke.

(Schluß.)

Ein letzter Anschlag.

Unter meinen Briefen befand sich am folgenden Morgen ein kleines Paket, das ich öffnete. Es enthielt ein kleines Stück einer dunkelbraunen Toilettenseife, das den Namen einer bekannten Firma trug. Es war in einen maschinengeschriebenen Begleitbrief eingewickelt, der auf dunkelblauem Geschäftspapier geschrieben war und einen Aufdruck trug. Der Brief war an einen Herrn H. Garfield gerichtet und enthielt die höfliche Mitteilung, daß die genannte Firma eine neue Sorte Toilettenseife in den Handel bringe, wovon man sich mir ein Muster zu übersenden erlaube. Falls mir die Seife zusagen sollte, könnte ich sie bei einem Vertreter, einer Drogerie in Hammersmith kaufen.

„Die Seife sieht recht gut aus“, bemerkte Harry, dem ich sie gereicht hatte. Ich packte sie dann wieder in den Umschlag und legte sie beiseite.

Um elf Uhr saß ich mit Rivero, Gabriele und Harry Hambledon in einem Amtszimmer in Scotland Yard, dem gleichen, in welchem ich Bericht über Mateo Sanz erstattet hatte. —

Der Inspektor hörte mir gespannt zu.

Rivero sah erstaunt drein, als ich von meinem zufälligen Zusammentreffen mit Gaston Suzor berichtete und von der schlauen Art, in der man mich in das Haus De Gex' in der Stretton Street gebracht hatte. Aus dem Vergleiche meiner Erzählung mit der Gabrielens ersah ich, daß sie und Fräulein Engledue sich zu der Zeit, als ich ins Haus gekommen war, noch ganz wohlauf gefühlt hatten. Der Kaffee war noch nicht serviert gewesen, wenn sich auch Moroni schon aus dem Zimmer entfernt hatte, zweifellos in der Absicht, das Gift in jene Tasse zu schütten, die dann Gabriele Tennison angeboten werden sollte, die aber zufolge eines Irrtums vor den Millionär gestellt worden war.

Nach Gabrielens Erzählung war in dem Augenblicke, als sie betäubt wurde, Horton ins Zimmer gekommen und hatte seinem Herrn leise ein paar Worte zugeflüstert, worauf dieser hinausgegangen war, offenbar um mich zu begrüßen, und Gabriele in der Obhut des Fräuleins Engledue gelassen hatte.

Horton hatte sich jedenfalls auf dem Ausguck nach mir befunden, und nun erinnerte ich mich auch, daß ich auf meiner Rückreise von York gegenüber Suzor die Bemerkung hatte fallen lassen, daß ich an bestimmten Abenden meinen Onkel in der Orchard Street zu besuchen pflege. Er hatte mich für den siebenten November zu einem Nachtmahl eingeladen, doch ich hatte mich entschuldigt, daß an diesem Abende mein Onkel auf mich warten würde. Wahrscheinlich hatte Suzor selbst auf mich gewartet und hatte mich dann durch Horton ins Haus rufen lassen.

Es war klar, daß man Gabriele Engledue, die ihr Gepäck schon in die Bahnhofsgarderobe geschafft hatte und die im Begriffe stand, nach Madrid zurückzukehren, getötet hatte, wahrscheinlich durch den Stich mit einer Nadel, die mit Orosin vergiftet gewesen war.

„Dies ist alles sehr erstaunlich“, erklärte Inspektor Fletcher. „De Gex rechnete natürlich damit, daß keine behördliche Untersuchung wegen des Todes des Mädchens eingeleitet werden würde. Er hatte jedenfalls einen Grund, daß er sich einen Totenschein bezüglich der anderen Dame ausstellen ließ, die noch am Leben war.“

„Weil er mich ohne Zweifel irreführen wollte, für den Fall, daß ich mich von der Wirkung des Giftes erholen sollte“, gab ich zur Antwort. „Er war nicht ganz sicher, welche Wirkung das Gift auf mich haben würde, und zeigte mir daher ein Mädchen, das noch lebte, damit man meinen Angaben keinen Glauben schenken würde, falls ich genesen sollte. Ich bin sogar zu der Überzeugung gekommen, daß es in seiner Absicht lag, daß ich in Fräulein Tennison das Mädchen sehen und wiedererkennen sollte, das man mir gegenüber als Gabriele Engledue ausgegeben hatte.“ „Hier ist das Geld, das mir De Gex für meine Beihilfe zu dem Verbrechen gab“, erklärte ich offen, indem ich die Banknoten auf den Tisch legte. „Nun wird man wohl auch gegen mich eine Untersuchung einleiten, doch ich bin auf die Folgen vorbereitet, wo es mir doch jetzt gelungen ist, einen der größten und gefährlichsten Verbrecher der Neuzeit zu entlarven.“

„Das haben Sie auch wahrscheinlich getan, Herr Garfield“, bemerkte der Inspektor, „und sicherlich wird man das auch in Betracht ziehen.“

„Erst heute wurde von diesen Verbrechern noch ein Anschlag auf mein Leben gemacht“, sagte ich, indem ich das kleine Paket mit dem Seifenmuster aus der Tasche zog. Ich hielt die Seife mit der dicken Papierhülle, zog mein Taschenmesser hervor und kratzte die Oberfläche der Seife ab. Es zeigte sich, daß eine Anzahl scharfer Metallsplitter in der Masse eingebettet war.

„Wie Sie sehen, befinden sich hier drinnen Splitter, die sicher mit Orosin bestrichen sind“, fuhr ich fort. „Hätte ich meine Hände mit der Seife gewaschen, so hätte ich mich bestimmt vergiftet.“

„Es ist nur ein Glück, daß du die Gefahr rechtzeitig bemerkt hast“, rief Gabriele aus. „De Gex' Schlauheit übersteigt wirklich alle Grenzen.“

„Ich glaube aber, Fräulein Tennison, daß Sie nichts mehr von ihm zu befürchten haben“, erklärte der Inspektor mit Überzeugung.

Schluß.

Zeitig am Nachmittag begleitete ich Inspektor Fletcher und Senor Rivera samt drei Detektiven von Scotland Yard zu dem kleinen Hotel in Notting Hill, in welchem sich Mateo Sanz nun aufhielt; im Laufe der letzten Woche hatte er zweimal sein Quartier gewechselt. Dem Hotelier gegenüber nannte er sich Rivera Sanches Orozzo — dies war der

Name eines bekannten Verbrechers und Freundes von Sanz.

Auf den Namen Orozzo hin kam der langgesuchte Verbrecher sofort herunter und als er ins Zimmer trat, hielt ihm Rivera sofort seine Pistole vor und sprach ihn auf Spanisch an.

„Sie kennen mich, Sanz", rief Rivera aus. „Sie sind verhaftet! Sagen Sie mir jetzt, wer diese Seife bereitet hat, die Sie Herrn Garfield zuschickten?"

„Das müssen Sie selbst herausfinden", gab der Bursche unverschämt zur Antwort.

„Es war Oswald De Gex", erklärte Rivera, „Sie können es nicht leugnen! Er war Ihr Freund, ebenso wie der Despujols, nicht wahr?"

„Ja", gab der Verbrecher gleichgültig zu. „Wir haben beide für ihn schmutzige Arbeit verrichtet — und Moroni half ihm dabei."

„Sie waren es auch, der nach dem Haag reiste. Dort trafen Sie mit dem Baron van Veltrup zusammen und steckten den Metallsplitter in seinen Handschuh — ich weiß es", fuhr Rivera unbarmherzig fort.

„Ja, De Gex bezahlte mich dafür."

„Gut", erwiderte Rivera, „ich will Ihre Aussagen zu Protokoll nehmen." „De Gex erwartet heute Ihren Besuch, nicht?"

„Ja, um ein Uhr — ich sollte Geld bekommen." Er lachte rauh auf.

Nachdem wir den Schurken samt seinem Gepäck mit einem Auto auf die nächste Polizeistation gebracht hatten, begaben wir uns in die Stretton Street.

„Herr De Gex ist nicht zu Hause", erklärte der Diener, der auf mein Läuten geöffnet hatte.

„Das macht nichts", sagte ich. „Meine Freunde und ich haben mit ihm geschäftlich zu sprechen."

Mit diesen Worten trat ich in die mir so wohl bekannte Halle, von Inspektor Fletcher, Rivera und den beiden Detektiven gefolgt.

Knapp vor ein Uhr kam er, nachdem er sich das Tor selbst aufgesperrt hatte. Als er wieder zugesperrt hatte, trat ich ihm in den Weg.

„Sie kennen mich wohl, Herr De Gex", begrüßte ich ihn.

Er fuhr zurück und erbleichte. Dann rief er erregt aus:

„Wer sind Sie — was wollen Sie hier?"

„Ich habe mit Ihnen zu sprechen", erwiderte ich ruhig.

„Ich kenne Sie nicht", erklärte er aufgebracht.

„Möglich", entgegnete ich lachend, „doch mit mir sind noch einige andere Herren gekommen, die mit Ihnen zu sprechen wünschen."

Während meiner Worte war Inspektor Fletcher vorgetreten, dem die anderen folgten.

„Herr Oswald De Gex?" fragte er. „Heißen Sie so?"

Der Millionär wurde blaß bis in die Lippen und murmelte eine leise Bejahung.

„Hier habe ich einen Haftbefehl gegen Sie wegen vorbedachten Mordes, begangen an Gabriele Engledue am siebenten November vergangenen Jahres", sagte der Inspektor. „Ich kann Ihnen verraten, daß sich Ihr Komplize Sanz bereits in Haft befindet und daß auch nach Paris und Florenz Haftbefehle gegen Ihre Freunde Suzor und Moroni abgegangen sind." Dann wandte er sich an seine Leute und gab ihnen ein Zeichen, den Finanzmann zu fesseln.

Man brachte ihn auf die Polizeistation in eine Zelle, wo der Aufseher ihn eine Stunde später tot fand — er hatte eine kleine, kaum sichtbare Wunde am Daumen der linken Hand.

Am nächsten Tage sprach man in der ganzen Welt von der Verhaftung und dem Selbstmorde des reichen De Gex, doch er hatte viele einflußreiche Freunde, so daß die Wahrheit in der Öffentlichkeit nicht bekannt wurde.

Mateo Sanz wurde an Spanien ausgeliefert.

Gaston Suzor konnte bisher trotz aller Bemühungen der Polizei nicht ausgeforscht werden, doch hofft man noch immer, ihn zu finden.

Und ich?

Was soll ich von mir sagen, außer daß ich heute sehr glücklich bin. Durch die plötzliche Kurssteigerung einiger Papiere, die mir mein Vater hinterlassen hatte, hatte sich meine Lage gebessert, so daß ich vor einigen Monaten einen Anteil an der Firma erwerben konnte und ich kann sagen, daß das Geschäft sich gut entwickelt.

Gabriele Tennison, mit der ich unter so seltsamen Verhältnissen zusammengetroffen war, ist jetzt meine Frau. Wir leben sehr glücklich in Cobham, das ganz unter Rosen- und Jasminsträuchern verschwindet.

—: Ende. :—

Reiseeindrücke aus Wolhynien.

Von M. Zern-Birnbaum.

Was weiß man in Westeuropa, ja was weiß man in Westpolen eigentlich von Wolhynien? Fast nur, daß es in Osteuropa liegt — sonst nichts.

In knapp sechs Stunden ist man von Warschau aus in diesem Lande, das einen etwas steppenartigen Charakter aufweist. Doch wirkt diese Landschaft nicht eintönig, denn sie wird noch stellenweise vom wüchsigen Mischwald unterbrochen, der allerdings nur selten in seinem ursprünglichen Reichtum erhalten geblieben ist. Er wurde ein Opfer unvernünftiger Ausbeutungsmethoden, und ist leider im Verschwinden begriffen. Dafür kommt mehr und mehr das ursprüngliche Gesicht dieses Landes, das der Wald so künstlerisch verschönte und verdeckte, zum Vorschein: der Sumpf. In den sumpfigen weiten Gebieten, suchen langsam fließende Flüsse sich ihren Lauf zu bahnen. So setzt sich also die wolhynische Landschaft aus Sumpf, Steppe und nur am Horizonte vom Zuge aus sichtbaren Wäldern zusammen. Den Steppenboden und die Gebiete, die vor gar nicht allzulanger Zeit noch von Urwäldern bedeckt waren, durchfurcht heute der Pflug. Früher als noch die Socha, der Holzpflug, quietschend durch den Boden vom Muschik, dem ukrainischen Bauern, getrieben wurde, gab der Boden nur geringen Lohn für die angewandte Arbeit. Seitdem der deutsche Auswandererstrom in den letzten Jahrhunderten sich über dieses Land ergoß und es mit seiner schöpferischen Arbeitskraft immer wieder vom neuen befruchtete, ist dieser jungfräuliche Boden ergiebiger geworden. Diese Fruchtbarkeit ist sichtbar an den vielerorts gen Himmel ragenden Rauchschloten, die zu den Zuckerrübenfabriken, Hopfen- und Zichorienröstereien gehören. Doch sind diese Industrien noch bei weitem nicht imstande, die unermeßlichen Schätze dieses Bodens auszunützen, von dem ein großer Teil brach liegt.

Als die Holländer als erste Kolonisten ins Land kamen, begannen sie, wie sie es aus ihrer Heimat her gewöhnt waren, mit der Trockenlegung der Sümpfe. Die ständigen Unruhen zur alten polnischen Zeit brachten es mit sich, daß die holländischen Ansiedler das Land wieder verließen und dort hinzogen, wo ihnen Schutz und Sicherheit geboten wurde. Krieg und Wirren im Lande zerstörten, was der Fleiß der Siedler schuf. Ihnen folgten Deutsche aus Sachsen, Brandenburg, Schwaben und der Pfalz. Zum Teil fanden sie die von den Holländern verlassenen Stellen schon von den Eingeborenen besetzt, zum Teil aber waren sie mit den Kulturmethoden der Holländer nicht vertraut und zogen es vor, wie sie es bei der Besetzung ihrer ersten Siedlerstellen in den Gebieten von Posen, Kalisch, Petrikau, Oserkow, Warschau usw. gemacht haben, durch Waldrodung der Natur das Land abzuringen. Die Sumpfgebiete harren darum noch bis heute, daß der menschliche Geist und Wille dem stauenden Wasser freien Lauf verschaffe und die Wildheit der Natur zähme, die Ströme bändige und den auf diese Art gewonnenen Boden nütze. Diese gigantische Arbeit kann nur auf staatlichem Wege verrichtet werden. Der Einzelne ist ihr gegenüber machtlos.

Kümmerliche Dörfer ziehen sich an den Rändern der Sümpfe entlang. In ihnen wohnen die kleinrussischen Bauern. In den windschiefen, strohgedeckten Häuslein, die äußerlich wegen ihres Kalkanstriches sauber aussehen, haust vielfach große Not. Der genügsame Bauer vermag nicht dem sumpfigen Gelände das zur Ernährung seiner Familie benötigte Stücklein Brot abzugewinnen. Er ist seit altersher Hirte. Das kleine Bauernrind und das eisenzähe Russenpferd sind die einzigen Tiere, die im Sumpfe, das für ihren Lebensunterhalt notwendige Futter finden, sich dabei stark

vermehren, mit ihrer Milch und Arbeit den Bauer ernähren und dessen Reichtum darstellen.

Wer Wolhynien kennenlernen will, muß im gewöhnlichen Touristenanzug reisen. Man kann nämlich dies nicht vom Zuge aus oder nur in den größeren mit der Bahn erreichbaren Städten tun, sondern man muß im Lande entweder im Omnibus oder im winzigen Bauernwäglein herumstreifen und gerade die kleinen Ortschaften, Dörfer und Güter aufsuchen. Nur dort sind charakteristische Eigenarten des Landes anzutreffen, Eigenarten von einer so unverfälschten, urwüchsigen Art, daß sie die Reiseeindrücke aus einem mit Kultur durchsetzten Gebiet bei weitem zu übertreffen vermögen. Es reichen sich nämlich in Wolhynien, sei es wie es sei, Asien und Europa die Hand und gerade darum ist dies Gebiet für uns so interessant.

Während des letzten Krieges war Wolhynien Kriegsschauplatz. Manche Kriegsspuren finden wir hier noch heut. In der Nähe des Flusses Stochod findet man auf den Feldern allerorts noch die weißen Knochen der Kriegsopfer. Der Fuß des Wanderers stößt oft an herumliegende Granatensplitter. Auf den Wiesen und Weiden finden wir die riesigen Granatentrichter, die bis heut nicht zugeschüttet daliegen. Die Füllerde fehlt, sie ist als Staub davongeflogen. Durch jahrelanges Brachliegen ist der Boden fruchtbarer geworden. Wo der Bauer den Pflug nicht in Bewegung setzte, finden wir idyllische Birken- und Kiefernhaine, die durch Selbstbesamung entstanden sind. Bei deutschen Landwirten kann man manchmal sogenannte „Kriegsgärten“ antreffen. Parkartig, auf natürlichem Wege entstandene Anlagen, in denen die Leichen der Krieger den verdienten pietätvollen Schutz, in ihren oft liebevoll gepflegten Gräbern gefunden haben. Hier befinden sich auch die „stählernen Denkmäler“-Sammlungen von Eisenüberresten aus der Kriegszeit. Auf Schritt und Tritt sehen wir noch die Zeichen rücksichtsloser Vernichtungsarbeit dieses Krieges. Die gütige Natur nur wirkt heilend und nivellierend und in einigen Jahren hoffentlich werden die letzten Wunden des Landes verheilt sein. Dabei unterstützt der Mensch die Natur umsomehr, je höher sein Kulturzustand ist. Der kulturell niedrig stehende Ukrainer haust jetzt noch, zwölf Jahre nach dem Kriege, einem Tiere gleich in erbärmlichen Erdhütten. Er leidet an den Folgen des Krieges am meisten.

Die Städte Wolhyniens haben slawisch-orientalischen Charakter. Typisch sind für sie die weithin sichtbaren byzantinischen Zwiebeltürme der orthodoxischen Kirchen, aber noch auffallender das im Innern der Städte herrschende Durcheinander von Straßen, Bauarten und Völkerrassen. Auf die Entwicklung der Städte und für ihr Gepräge hatten die Juden einen überwiegenden Einfluß, in deren Händen ja auch fast der ganze Handel ruht.

Ein Zentrum des Deutschtums in Wolhynien ist seit altersher das Städtchen Roschischtsche. Es war vor dem Kriege ein wohlhabendes Tuchmacherstädtchen. Die meisten Kolonisten machten hier auf ihrer Wanderung nach dem Osten, wahrscheinlich weil sie in dieser Gegend so viel Deutsche antrafen und zu diesen mit verwandtschaftliche Beziehungen besaßen, halt. Während des Krieges ist Roschischtsche zum größten Teil zerstört worden. Nach dem Kriege haben viele Deutsche das Städtchen verlassen und Juden bevölkern an ihrer statt heut den Ort. Die ca. 3000 Einwohner der Stadt leben fast ausnahmslos vom Handel. Zweimal wöchentlich finden große Märkte hier statt. Am Markttage herrscht, in dem sonst stillen Ort, ein unbeschreibliches Durcheinander. Zehntausende von Menschen, Wagen, Pferden, Rindern füllen die Plätze und Straßen des Städtchens. Es sieht aus, als ob sich protziger Wohlstand mit elendester Armut hier ein Stelldichein geben. Gutsbesitzern wie Bäuerlein scheint dieser direkte Warentausch unentbehrlich. Auf hundert und mehr Kilometer im Umkreis strömt alles herbei. Das Genie des Judenhändlers triumphiert, denn nur er ist Käufer und Verkäufer für alles.

Der Jude, seit geschichtlichen Zeiten in Polen als „Kammerknecht des Königs“ bekannt, spielt als Geldverleiher im Osten noch eine ungeheuer wichtige Rolle. Der Zinsfuß ist nirgends so hochgeschraubt. Trotz Gesetzen gegen den Wucherzins beträgt er 4 für Hundert und mehr monatlich. Und doch kommen Bankinstitute und Genossenschaften gegen den Juden nicht auf. Ihnen ist die individuelle Behandlung des Kunden fremd. Ich war Zeuge eines Falles, wo der Jude von einem Kolonisten eine gute Kuh kaufen wollte und es war dessen beste. Der Kauf kam daher nicht zustande. Bevor der Kaufmann das Gehöft verließ, bot er dem Landmann das Geld als Darlehen an, der brauchte gerade Geld und bekam es ohne Wechsel und sonstiger Bestätigung. Auch hier ein Beweis, daß man zum Deutschen ein großes Vertrauen besitzt. Solche Beispiele könnte ich viele aus diesem Lande anführen.

Die Juden fühlen sich auch heute noch im Osten als „Hörige des Staates“. Der Respekt vor den Behörden und insbesondere vor der Polizei ist ungeheuerlich groß. Wenn in Roschischtsche oder einer anderen Kleinstadt ein Polizist in Ausrüstung des Weges kommt, so grüßen ihn ehrerbietig die jüdischen Passanten und treten vom Bürgersteig, um den Ortsgewaltigen vorbeizulassen. Den in anständiger Kleidung daherkommenden selbstbewußten Fremden, grüßt wiederum der Polizist achtungsvoll, in ihm einen „Höheren“ witternd.

Als ich an einem Schabbes abends, als einziger Fremde in Olyka, einem kleinen Ort, in dem übrigens ein besichtigungswertes Schloß des Fürsten Radziwill steht, den Omnibus bestieg, um meine Reise fortzusetzen, erschien ich der Polizei sehr verdächtig. Das Auto wurde von drei Polizisten umzingelt und einer wagte sich hinein, um mich nach meinen Papieren zu fragen. Ich ärgerte mich über die Verdächtigung eines harmlosen Touristen und die Verhinderung der Abfahrt und machte Anstalten, mir die Nummer des Polizisten zu notieren. Das machte Eindruck und uns wurde sofort freie Bahn gegeben. Allerdings ist es nötig, daß man bei der Bereisung des Ostens die polnische Sprache genügend beherrscht und seine Ausweise bei sich führt. Einer unliebsamen Begegnung mit der Polizei kann man immer gewärtig sein. Die Wachsamkeit der Polizei an den Ostgrenzen des Landes ist gegenüber dem Bolschewismus ja gewissermaßen gerechtfertigt.

Von den größeren Städten Wolhyniens ist vor allem Luck, die Wojewodschaftsstadt, sehenswert. Doch wie schon erwähnt, ist bei Fahrten durch das flache Land, in Dörfern und Siedlungen, der verschiedenen Nationen und in den kleinen Städten, mit ihren Kirchen und manchmal auch Schlössern mehr zu sehen als in den größeren Städten.

Wer in seiner freien Zeit Freude darin findet, Land und Leute zu studieren, der bereise Wolhynien. Ein Land, welches um Jahrhunderte in manchen Beziehungen Westpolen gegenüber zurücksteht, kann Wolhynien anderseits Anregungen geben, wie sie uns eine Reise zu manchen westeuropäischen Ländern nicht vermitteln kann.

Anruf in der Nacht.

Skizze von **Paulrichard Hensel.**

Gustav Flamberg sah sich gelangweilt in dem Kaffeehause um.

Er hatte unverhofft Geld gewonnen und nun den Wunsch, andere an seiner Freude teilnehmen zu lassen. Aber der Abend war wie verhext. Kein Betrieb, keine Bekannten. Es war wohl das Beste, jemand anzurufen. Um zwölf Uhr nachts ist mancher noch nicht zum Schlafen geneigt. Er blätterte in seinem Kalender — ja, das mußte er versuchen: Diese entzückende Frau, die er in der Abendgesellschaft des Baumeisters kennen gelernt hatte — wozu hatte sie ihm ihre Telephonnummer gegeben?

Er wartete lange, gespannt, den Hörer in der Hand.

Endlich meldete sich jemand. Eine Männerstimme.

Falsch verbunden. Ärgerlich hängte er ab. Die Stimmung war verflogen. —

Thomas Eggert rieb sich die Augen. Nein, er träumte doch nicht. Nebenan schrillte das Telephon, zweimal, dreimal. Wie das an den Nerven reißt, wenn gerade der erste, ersehnte Schlaf über einen gekommen ist! Unheimlich, mahnend fast schallte es durch die Dunkelheit. Thomas tastete sich unsicher an den Betten vorbei und nahm den Hörer.

ohne das Licht einzuschalten. Dann, als niemand sich meldete und ein leises Knacken die Unterbrechung der Verbindung verriet, fingen seine Knie in jäher Entspannung an zu zittern. Er ging an das Fenster und ließ die Nachtluft herein. Ihm kam es jetzt erst zum Bewußtsein, daß er Kopfschmerzen hatte. Kein Wunder, — viel Arbeit, zu wenig Luft, übermüdet. Aber wer achtet denn darauf, so lange der Mechanismus des Lebens seinen gewohnten Gang geht?

Wie spät war es denn? Zwölf Uhr vorbei. Unten auf der Straße stritten sich ein paar Bezechte. Ellen war noch nicht zu Hause, also wohl noch auf der Geburtstagsgesellschaft. Es hatte sich als Brauch zwischen ihnen eingebürgert, daß nicht viel Worte gemacht wurden, wenn Ellen allein fort ging. Was anfangs Höflichkeitsform war, weil Thomas weder Lust noch Zeit für Vergnügungen hatte, wurde allmählich Gleichgültigkeit. Merkwürdig, daß Thomas das jetzt erst erkannte. Oft kam Ellen fertig angekleidet in sein Zimmer: „Ich gehe heute zu Erika." Und wenn er schlafen ging, arbeiteten die Gedanken in ihm noch weiter auf eigener, einsamer Straße —

Während er aus dem Fenster sah, dachte er plötzlich: Wenn ihr jetzt etwas zustößt! Oder vielleicht ist es schon geschehen. Die Straßen sind unsicher. Vielleicht hat sie in einem Augenblick der Gefahr gedacht: „Warum bin ich allein?" Er wußte nicht einmal die Adresse der Freundin, bei der sie weilte. Er wäre auf der Stelle hingefahren. Er konnte auch nicht anrufen. Es ist furchtbar, wehrlos dastehen zu müssen, voller Angst, und die Pendelschläge der Uhr zu zählen.

Dann kamen viele Gedanken, an dies Nebeneinandergehen und Nichtwissen, und Fragen, warum das so war, bange Fragen . . .

Verwundert blieb die junge Frau stehen, als sie eine Stunde später in das Zimmer trat. „Du hast Licht? Du bist noch wach?"

Er antwortete nicht. Er brauchte gar nicht zu antworten. Ellen sah in das zerquälte, nervöse Gesicht, in dem jetzt, alle Unruhe auslöschend, zwei Augen aufleuchteten — so, wie sie es noch nie gesehen hatte. Beklommen verlegen trat sie näher. „Was ist dir, Thomas?"

„Ich war so in Sorge um dich", sagte er. Nichts weiter.

Da irrten Ellens Augen ab. Etwas nie Empfundenes kam über sie: Daß ein Mensch sich um sie sorgte, den sie allein ließ. Und noch etwas anderes: Heimatgefühl —

Sie strich sich das Haar aus der Stirn, als wische sie damit die letzten erlebten Stunden fort: „Warum läßt du mich immer allein gehen?" fragte sie leise.

„Ich werde mit dir gehen. Ich werde dich abholen. Wie du es wünschest."

„Ich kann doch aber auch zu Hause bleiben", sagte Ellen und hatte ein ganz frohes Gesicht. — — —

Gustav Flamberg war bald nach Hause gegangen. Er hatte sein Geld noch, aber kein Abenteuer erlebt. Es war ein verlorener Abend für ihn. Er wußte gar nicht, daß er dennoch zwei Menschen große Freude gebracht hatte.

Späne.

Von Albert Mähl.

Von allen Händen, die uns führen, führt uns die Kinderhand am besten, denn sie führt uns von uns selber weg.

*

Wir können die Welt nicht verbessern, höchstens sie ein wenig verändern, und da wir selbst ebenso sehr durch sie verändert werden, kann es im Grunde nichts Neues unter der Sonne geben.

*

Das Schicksal ist nie ohne Segen, nur der Unverstand, mit dem wir dem Schicksal begegnen.

*

Man muß Land unterm Fuß haben wie der sagenhafte Antäos, muß, wie er, immer neue Kraft aus dem Boden ziehen können. Zugleich aber muß man sein eigener Herakles sein, d. h. hoch in der freien Luft, im Sturmwind des Gesanges alles Erdhaft-Schwere emporheben und so überwinden können.



Bunte Chronik



* **Ein König als Heizer.** Wie bekannt, ist der bulgarische König Boris ein begeisterter Sportler. Zu seinem Lieblingssport gehört auch das Ausüben der Rolle eines Lokomotivführers oder Heizers. Sein Bruder, Prinz Kyrill hilft ihm bei diesen Ausflügen gern. Vor kurzem zogen der König und sein Bruder ihre Overalls an und besetzten die Lokomotive des Schnellzuges der Linie Warna—Plewna. Die Fahrt ging glatt, und die königlichen Brüder begaben sich bei Ankunft des Zuges in das Bureau des Stations-Chefs, um ihren Rapport abzustatten. Es stellte sich aber heraus, daß der Zug dennoch einige Minuten Verspätung hatte. Dazu kam noch, daß der Stations-Chef schlechte Laune hatte. In recht ungehaltenen Ausdrücken gab er seiner Empörung über die Verspätung Luft, machte dem Heizer und dem Lokomotivführer sehr heftige Vorwürfe und warf sie endlich heraus. Wie groß war das Erstaunen des braven Stationsführers, als er sich überzeugen konnte, daß die so unhöflich apostrophierten Leute in Wirklichkeit der König und sein Bruder waren. Womit die Geschichte geendet hat, ist leider unbekannt.

*

* **Goldfieber.** In Australien, in der Gegend von Bendigo wurden jüngst neue, sehr ausgibige Goldfelder entdeckt. Goldsucher strömen jetzt in Scharen aus allen Enden Australiens nach Bendigo. Das aus den Zeiten des kalifornischen Goldfiebers bekannte Bild wiederholt sich jetzt in einem anderen Erdteil. Hunderte von Karren, alten Automobilen und Fußgängern mit Ruckfäcken überfluten die Landstraßen. Einige hundert Mann haben die Arbeit bereits begonnen. Der erste Glückliche, ein gewisser Arthur Goltz, fand einen Goldklumpen von 1¼ Pfund Gewicht in einem Walde, vier Meilen von der Siedlung Longbush entfernt. Jetzt ist der ganze Wald von Goldsuchern überfüllt. Im Oranjegebiet des Staates Viktoria wurden auch Goldfelder entdeckt. Am meisten werden die Goldsucher dadurch angelockt, daß das Gold nicht als Goldstaub im Sand, sondern in größeren und kleineren Klumpen dort auftritt. Das bietet die Chance, mit einem Schlage großen Reichtum zu erwerben.

Lustige Rundschau



* **Familienmitglieder.** „Ja, wissen Sie, meine liebe Frau Hubelmayer, wir behandeln nämlich unsere Gouvernante genau wie unser Familienmitglied." — „Das können wir bei uns nicht machen, liebe Frau Hakkenberg, wir müssen zu unserer Gouvernante immer freundlich sein."

*

* **Frommer Wunsch.** Biberstein erfuhr soeben, daß die Beerdigung seines Freundes Hirsch in einer Stunde stattfinden würde. Vor seinem Fortgehen legte er noch schnell einen Zettel auf seinen Schreibtisch, auf den er schrieb: „Ich bin auf dem Kirchhofe." — Als Biberstein nach zwei Stunden von der Beerdigung zurückkehrte, fand er unter seinem Text die Worte: „Möge Ihnen die Erde leicht sein."

*

* **Bekannte Marke.** „Marie, Ihr Bräutigam steht vor der Tür und wartet auf Sie." — „Wieso wissen Sie, daß es mein Bräutigam ist, gnä' Herr?" — „Ich roch, daß er meine Zigarren raucht."

*

* **Die Tür.** Maskes — in Rom — besuchen dies und das. Auch das Pantheon. „Diese Tür", erklärte der Führer, „ist sehr alt. Sie stammt aus der Zeit 78 vor Christo und ist noch tadellos erhalten." — Da stupst Maske seine Frau: „Siehste, hörste, und die Tür von deinem Kleiderschrank, den ich dir vor zehn Jahren gekauft habe, wie sieht die schon aus?"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.